Eine Jugend im Küsnachter Waisenhaus (I)

Edwin Walder

Das einstige Waisenhaus (heute Fennergut) – nach wie vor eine grüne Oase und ein singulärer Ort der Geborgenheit im Goldbachquartier. *A. Egli*

Im Rahmen einer Klassenzusammenkunft, die eine Führung durch das Quartier Goldbach mit einschloss, stattete unsere ehemalige Schulklasse auch dem ehemaligen Küsnachter Waisenhaus (heute «Fennergut») einen Besuch ab. So kam ich unverhofft nach vielen Jahren wieder einmal in den von mir so geliebten Garten. Dabei sind in meiner Erinnerung zahlreiche Erlebnisse wieder vor mir aufgetaucht, und ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, meinen Klassenkameraden einiges davon zu erzählen. Die achtzehn Jahre, während deren ich in jenem Haus aufwuchs, sind zwar im Verhältnis zum ganzen weiteren Leben nur eine kurze Zeit. Und doch waren meine Jugendjahre im Waisenhaus für mich prägend und war das Zusammenleben mit so vielen Kindern für mein zukünftiges soziales Verhalten von grosser Bedeutung.

Vater und Mutter

Ich hatte ja Vater und Mutter stets bei mir, aber ich musste sie mit andern Kindern teilen. Mein Vater war streng, aber lieb und sehr gut als Erzieher ausgebildet. Meine Mutter war eine von ihrer eigenen Mutter gut auf das Leben vorbereitete Hausfrau, liebenswürdig und

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Unbeschwertes Spielen am Teich.

immer fröhlich. Alle Kinder sagten zu meinen Eltern «Vater» und «Mutter». Im Jahre 1930 übernahmen meine Eltern die Leitung des Waisenhauses. Damals war ich fünf Jahre alt. Meine Mutter hatte anfänglich grosse Mühe, meinem Vater nach Küsnacht zu folgen, war sie doch in Wädenswil als Lehrersfrau mit vier Kindern und einer schönen Wohnung neben der reformierten Kirche äusserst glücklich. Sie wusste nicht recht, wie sie sich als Waisenmutter anstellen sollte.

Das neue Kind

Am zweiten Tag unseres Einzuges in das Waisenhaus meldete sich der Gemeindeschreiber von Küsnacht. Er bringe ein Kind, ein echtes Waisenkind, am Nachmittag zur Aufnahme. Ob meine Eltern bereit wären? So kam das Büblein mit dem Gemeindeschreiber mit einem Leiterwägeli, ein Koffer lag darin, auf dem grossen Platz zwischen Scheune und Haus an, und Vater und Mutter wurden geholt. Nun drang die Güte und Liebeskraft meiner Mutter gegen allen inneren Widerstand für die neue Aufgabe ungehindert durch. Sie nahm den kleinen Buben in den Arm. In diesem Augenblick wusste sie, dass ihre Aufgabe einen Sinn hatte und gottgewollt war. Sie tröstete den Jungen mit den Worten: «Nun bist du bei uns, und wir sind dir von nun an Vater und Mutter.» Dieses Versprechen hat sich bis in ihr hohes Alter und sogar bei uns «Elternkindern» bewahrheitet. Der Bub wurde wirklich wie ein eigener Sohn gehalten. Alle Kinder haben meine Eltern mit viel Liebe, aber auch mit Strenge erzogen.

Ämtli

Jeder hatte im Haushalt mitzuwirken, es gab «Ämtli»: Mithilfe in der Küche, Abwaschen, Rüsten, Putzen, Staubsaugen, Heizen. Als wir 1930 in das Haus einzogen, gab es noch keine Zentralheizung. In allen grösseren Zimmern stand ein Kachelofen. Vater musste im Winter jeden Tag diese «anfeuern» mit Bürdeli und Holzklötzen, die vom Bauern gekauft wurden. Eine der ersten Bauarbeiten war die Installation einer Zentralheizung mit Kohlenfeuerung. Wochenlang hörten wir das Schlagen der Installateure auf die zu biegenden

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Auf dem «Plateau»: Äpfel rüsten an der Sonne.

Rohre. Man füllte die Rohre mit trockenem Sand. Damit keine Hohlräume entstanden und die Rohre beim Biegen nicht einknickten, musste man sie einseitig zustopfen und senkrecht stellen, oben mit Sand einfüllen, dann wurde im Rhythmus mit einem andern Rohrstück an das zu füllende Rohr geschlagen. Ich höre noch heute den Ton in meinen Ohren. Eines der Fenster unseres Schlafzimmers ging gerade auf den Werkplatz hinaus. Die Arbeiten begannen meistens um sieben Uhr morgens. Nach der Fertigstellung der Zentralheizung musste Vater nun Kohle schaufeln. Die grossen Buben kamen damit auch zu einem neuen Ämtli.

Der Garten

Nebst den regulären Ämtli gab es im grossen Garten viel zu tun: Jäten, Umgraben, Steine sammeln und anderes mehr. Da früher rundum Reben gestanden hatten und Steine für die Reben gut waren, lagen auf dem Gelände Steine im Überfluss. Die Gartenanlage hat mich immer fasziniert. Da war – und ist noch – ein barocker Teich samt Grotte mit Tropfsteinen, die noch lange über ein besonderes Reservoir tropften. Moos und andere kleine Pflänzchen wucherten in dieser seltsamen, aus Tuffstein gebauten Höhlung. In der Mitte des Teiches plätscherte ein Springbrunnen, der je nach Öffnung des Hahns in die Höhe spritzte. Das Waisenhaus hatte damals eine eigene Quelle. Wie es heute damit steht, weiss ich nicht. Rund um den Teich blühten im Frühling blaue Schwertlilien, die einen bezaubernden Duft verströmten. Die ganze Anlage liegt heute noch auf einer Aufschüttung, eingerahmt von einer wunderbaren Bruchsteinmauer und einem Sandsteinsims, welches das ganze Plateau auf drei Seiten gegen Osten, Süden und Westen abschliesst.

In der Südostecke gestaltete mein Vater einen mit Steinplatten belegten Sitzplatz mit rundem Tisch, Bänken und Sonnenschirm. An diese Ecke hat sicher jedes Kind die besten

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Waisenmutter Erna Walder vor dem Haus mit zwei kleinen Schützlingen.

Erinnerungen. An schönen Tagen wurde hier Kaffee getrunken und wurden Diskussionen mit Besuchern und grossen Kindern abgehalten. Hier wurden die Äpfel gerüstet und wurde Sauerkraut eingemacht, Gemüse zubereitet; oft wurden dazu Lieder gesungen, Ansprachen gehalten und Geschichten erzählt. Meistens war die Mutter oder eine Hausangestellte dabei, die mit Rat und Tat die Arbeiten begleitete.

Nebst diesem Ziergarten, der mit grossen Bäumen wie Eiche, Tannen, Föhren und Eiben gegen Norden abgeschirmt ist, gab es auch den Gemüsegarten und später, nachdem man die Reben ausgerissen hatte, auch einen grossen Obstgarten.

Eigener Traubensaft

Der Rebberg war einem Pächter anvertraut. Mein Vater kaufte jeweils zur Zeit der Weinlese Trauben, die ganz in der Nähe in einer Trotte gepresst wurden. Da mein Vater strenger Abstinent war, sterilisierte er den Sauser, und es entstand ein feiner Traubensaft mit einem einmaligen Aroma. Gerade weil die Trauben so sauer waren, entstand ein Traubensaft, der zwar nicht allzu süss, aber einfach unvergleichlich war. Vater beanspruchte zum Sterilisieren des Saftes allemal die Waschküche. In den grossen heizbaren Waschtrögen wurde der Saft in grossen Flaschen auf etwa 80 Grad erhitzt und dann langsam abgekühlt. Das geschah im Herbst, anschliessend an den Wümmet. Im Frühling musste dieser Vorgang wiederholt werden, aber dann in kleineren Flaschen. Diese wurden verkorkt, und das obere Ende des Flaschenhalses wurde mit dem Kork in Paraffin getaucht, damit absolut keine Luft dazu gelangen konnte. Immer an bestimmten Festessen (ja, die gab es!) wurde dann von diesem «Wein» ausgeschenkt, und es schmeckte uns. Noch habe ich eine Flasche davon im Keller!

Auf dem «Plateau»: Besuch am Sonntag, Ostern 1935.

Selbstversorgung

Im Garten standen weit verstreut einige Kirschbäume, alte Sorten, aber wunderbar, wenn ich bedenke, dass zur Erntezeit zwei bis drei Zeinen voll frischgepflückter Kirschen am Abend zum Nachtessen bereitstanden. Es gab Kaffee, Brot mit Butter und frische Kirschen. Für die Kirschensteine fertigten die Mädchen Steinsäcke, um im Winter die kalten Betten vorzuwärmen!

Es gab auch verschiedene Beerensträucher: Himbeeren, Stachelbeeren, Trübeli (Johannisbeeren). Ganz besonders erinnere ich mich, dass man nach der Erntezeit bei den Stachelbeersträuchern immer ganz unten an den untersten Ästchen noch viele überreife Beeren fand, die wir Buben uns natürlich mit Hochgenuss zu Gemüte führten, ohne dafür bestraft zu werden. In einem Hause mit vielen Kindern und teilweiser Selbstversorgung war es besonders wichtig, darauf zu achten, dass die vorhandenen Früchte allen zugute kamen. So war Vater sehr darauf bedacht, dass wir nicht im Garten herumstöberten und uns unerlaubterweise an den reifen Früchten vergriffen. Doch konnten wir es nicht lassen, manchmal am Abend in der Dämmerung auf die Kirschbäume zu klettern und uns an den frischen Früchten gütlich zu tun. Vater schaute dann jeweils vom Balkon herab unserem Treiben zu und rief die frechen Spatzen zurück. Oder aber er drückte – meistens – ein Auge zu und liess uns gewähren.

Es gab auch Zeiten, da war die Arbeit im Gemüsegarten nicht sehr erfreulich, besonders dann, wenn wir von den Kabispflanzen Raupen ablesen mussten. Oft traten die Kohlweisslingraupen in Massen auf und drohten unseren Sauerkrautrohstoff zu schädigen. Sodann stiessen wir beim Umgraben auf Werren und Drahtwürmer, die alle getötet werden mussten.

Mein Vater zog die Setzlinge für Salat und andere Gemüsesorten aus den Samen. Wir hatten ein grösseres Treibbeet, in dem der Vater in sterilisierter Erde die Samen ausstreute.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Das Ehepaar Ernst und Erna Walder-Höhn, den verdienten Ruhestand im Heim «Wangensbach» geniessend.

Nach einiger Zeit musste man die inzwischen spriessenden Jungpflanzen pikieren, wie er das nannte. Wenn dann die Setzlinge gross genug waren, wurden sie in ordentlichem Abstand in die gut vorbereiteten Beete gepflanzt. Das hier gezogene Gemüse bildete besonders in den Kriegsjahren die Grundlage für die Mahlzeiten aller Hausbewohner.

Wäschetage

Während Vater das Regiment über Haus und Hof führte und uns in allen Arbeiten anleitete, war die Waisenmutter im Hause zuständig. Sie hatte die Angestellten zu führen und die Kinder bei den Hausarbeiten zu leiten. Sie arbeitete immer selbst mit. Besonders an den Wäschetagen, die alle vier Wochen wiederkehrten, stand Mutter schon um vier Uhr auf und heizte die Waschtröge, sortierte die anfallende Wäsche und begann mit der Wascharbeit, so dass um sieben Uhr bereits die ersten Leintücher an der Leine hingen. Der grosse Platz unter dem Haus, der sogenannte Kiesplatz, war für das Trocknen der Wäsche eingerichtet. Vater spannte die Seile, und wir halfen die Holzstützen unterzuschieben. So ein Waschtag, manchmal auch zwei Tage, war für die Mutter eine ganz besondere Anstrengung. Wir Kinder konnten höchstens mit dem Stöpsel die Wäsche stampfen und dafür sorgen, dass in den Öfen das Feuer ständig brannte. Auf die Wäsche folgte die Glätterei. Dazu kam jeweils von auswärts eine Glätterin zu Hilfe, desgleichen eine Näherin, welche die Flickarbeit übernahm.

Bei all diesen Verrichtungen waren auch wir Kinder beteiligt. Alle mussten mithelfen, damit die gesamte Hausarbeit bewältigt werden konnte.

Herrliche Freizeit

Wir genossen aber auch viel Freizeit. Besonders in den Schulferien wurden im Freien Spiele organisiert. Für die Kleinen gab es einen grossen Sandkasten. Es stand auch eine Werkstatt mit allerlei Werkzeugen zur Verfügung. Kein im Waisenhaus aufgewachsener Bub, der dort nicht irgendein Schiffchen baute und dieses im Weiher fahren liess! Da mein Vater ja Lehrer von Beruf war, konnte er uns in der Handhabung der Werkzeuge anleiten. Wir lernten sägen, hobeln, bohren, schnitzen, schrauben, nageln und vieles mehr.

Bei so vielen Kindern waren die Gesellschaftsspiele sehr beliebt. Dazu bot uns die grosse Scheune viele Möglichkeiten zum Sichverstecken. Ein beliebtes Spiel, das wir immer wieder spielten, war «Büchsentschutis»: Man sonderte einen der Mitspieler durch Abzählen aus, der musste suchen, und die andern versteckten sich. Eine Büchse stand auf dem Hof, wo das Spiel seinen Anfang nahm. Von hier aus also musste der dazu Bestimmte auf zehn zählen, dann begann er zu suchen. Nun konnte einer, der nicht schon entdeckt war, hinterlistig und blitzschnell die Büchse fortschiessen, und alle bereits Gefundenen konnten wieder in ihr Versteck rennen. Für den, der suchen musste, war es eine mühsame Beschäftigung. Wir spielten dieses Spiel stundenlang. Der Suchende wurde dann nach einer gewissen Zeit neu bestimmt.

Die Scheune hatte ihren ganz besonderen Reiz. Für unsere Schafe und Kaninchen hatten wir immer etwas Heu auf der Tenne: ein ideales Tummelfeld für allerlei Spässe. So konnte man vom obersten Tennenboden auf den Heustock hinunterspringen und dabei kreischend und johlend den Salto drehen, ohne sich zu verletzen. Einige Knaben gruben auch Höhlen in den Heustock und schufen sich so ein Versteck zum Lesen sogenannter Schundliteratur. Mein Vater mochte es nicht, wenn die Kinder oder Jugendlichen die Bücher von Karl May lasen. Er liess diese immer verschwinden, wenn er einem Exemplar in den Schlafzimmern begegnete – sehr zum Leidwesen der Buben.

Während der Kriegsjahre spielte man natürlich auch Kriegsspiele. Beim Bau des Kindergartens auf einem Teil des Waisenhausareals entstanden Hügel und kleine Täler vom Aushub, sehr geeignet, um Grabenkämpfe zu simulieren. Wir füllten Papiersäcke mit Holzasche, die wir vom Verbrennen der Äste und Ruten aus dem Garten stets haufenweise zur Verfügung hatten, bliesen diese mit Luft voll, drehten oben zu und warfen sie dem «Feind» in den Graben, so quasi als Handgranate. Natürlich hatten wir keine Schusswaffen. Aber im Herbst, wenn viele Äpfel am Boden lagen, bewarfen wir uns mit faulen Früchten.

Kriegsjahre – Zeit der Einschränkungen

Überhaupt waren ja die Kriegsjahre ein bedeutender Teil meiner Zeit im Waisenhaus. Es war eine besondere Zeit mit allerlei Einschränkungen, die sich besonders in den wöchentlichen Menüplänen auswirkten. Dreimal in der Woche gab es Teigwaren mit allerlei Saucen dazu, ansonsten Kartoffeln, Linsen, Erbsen, Bohnen und dazu Kraut aus dem Garten. Soviel wie möglich pflanzte mein Vater Gemüse an. Wir hatten immer genug zu essen. Keiner musste hungern. Schwieriger wirkte sich der Kohlenmangel aus. Die Heizung wurde umgebaut, und man verheizte Hobelspäne, die wir im Dorf beim Zimmermann holten und in einem gros-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

sen Kastenwagen, natürlich ohne ein Pferdegespann, vom Bahnhof Küsnacht in den Goldbach schieben mussten. Von dort konnte dann der Nachbar, Bauer Freitag, den Wagen mit Hilfe des Traktors die steile Goldbacherstrasse hinauf bis auf die Höhe der unteren Einfahrt vor die Einfüllöffnung im Heizungskeller ziehen. Jetzt begann das Abladen. Schaufel um Schaufel mussten wir jetzt die Holzspäne in den ehemaligen Kohlenkeller werfen. Von dort schaufelten wir die Späne in einen Silo, von dem aus sie dann automatisch nach und nach in den Ofen geschoben wurden. Täglich musste der Silo zwei- bis dreimal nachgefüllt werden, und alle vierzehn Tage mussten wir aufs neue Holzspäne-Fuder vom Dorf zuführen.

Bereit zur Flucht

Für uns Kinder war die Kriegszeit auch mit einer gewissen Angst behaftet. Wir fürchteten, dass die «Schwaben» eines Tages über den Rhein in die Schweiz einmarschieren würden. Darum hatte jedes an seinem Bett einen Rucksack mit den nötigsten Kleidern und mit Notproviant bereit. Für die Flucht stand an der Schiffstation Goldbach ein Ledischiff bereit, das die Einwohner und eben auch uns Kinder ans andere Seeufer bringen sollte. Gott sei Dank wurde dies nie nötig.

Eine lustige Begebenheit ist mir noch in Erinnerung: Gegen Ende des Krieges flogen oftmals amerikanische Bomber über den Kanton Zürich. Wie sich verschiedene Zeitzeugen noch erinnern dürften, wurden über Zürich auch einmal Bomben abgeworfen. Eines Nachts gab es nun im Haus über unserem Schlafzimmer einen solchen Knall, dass wir der festen Überzeugung waren, irgendwo in der Nähe seien Bomben explodiert. Wie wir beim Frühstück nach dem Vorfall fragten, stellte sich heraus, dass eines der Mädchen, die über unserem Zimmer schliefen, eine mit Wasser gefüllte kupferne Bettflasche aus dem Bett geworfen hatte!

Allerlei Gäste

Ganz am Anfang der Kriegsjahre hatten wir im Haus eine Einquartierung einer kleinen Gruppe von Hilfsdienstsoldaten. Und als der Krieg zu Ende war, wurde uns ein Franzosenkind zur Erholung zugeteilt, mit dem wir viel Freude hatten. Wir sahen, dass sich das Kind bei uns wohl fühlte und sich rasch von den Strapazen des Krieges erholte. Der Bub kam aus Paris. Sein Französisch sprach er in einer derartigen Geschwindigkeit, dass wir Deutschschweizer grosse Mühe hatten, ihn zu verstehen. Er verblüffte uns immer mit seinen überschnell gesprochenen lateinischen und französischen Konjugationen und Anpreisungen aus der Welt des Zirkus. Später beherbergten wir während einiger Monate noch zwei Mädchen aus Holland. Was aus ihnen geworden ist, weiss ich allerdings nicht.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Eine Jugend im Küsnachter Waisenhaus (II)[1]

Edwin Walder

Das ehemalige Küsnachter Waisenhaus, heute Fennergut. *A. Egli*

Feste und besondere Anlässe

Wie bereits erwähnt, gab es auch Feste im Hause, an denen wir von dem feinen, hausgemachten Traubensaft trinken durften. Ein wichtiges Fest war Ostern mit einem besonderen Essen am Mittag nach dem Gottesdienst der Erwachsenen in der Kirche. Für uns Kinder war das Schönste die Eiersuche am Morgen im Garten. Vater und Mutter versteckten am Ostertag schon sehr früh für jedes Kind vier Eier im Garten. Jedes Eiernest trug einen Zettel mit dem Namen eines Kindes. Dass sich bei dieser Suche allerlei Neckereien ergaben, weil man irgend jemandes Nest bereits gefunden hatte, aber sein eigenes noch nicht, versteht sich fast von selbst.

Sodann Weihnachten, Päckli-Geschenke, Christbaum: Wochen vorher musste jedes Kind einen Wunschzettel abgeben. Der wurde bei der Mutter verwahrt. Es gab ein Geschenkzimmer, in das sich die Mutter Wochen vor dem Fest zurückzog und Einkaufslisten anfertigte. Für den Weihnachtsabend dichtete sie zu jedem Geschenk einen eigenen Vers für das zu beschenkende Kind. Die Gedichte enthielten Ermutigungen, aber auch Besserungswünsche oder Lobesworte.

[1] Siehe Jahrheft 2007, Seite 66 ff.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Mittagessen im Freien.

Ein sonderbares Fest war jeweils der Silvesterabend, genannt «Fenner-Essen». Ein gewisser Herr Fenner hatte nämlich vor langer Zeit eine Stiftung zugunsten der Ausbildung armer Waisenkinder ins Leben gerufen (siehe Küsnachter Jahresblätter 1987: «Das Küsnachter Waisenhaus»). Und in diesem Zusammenhang und zu seinem Gedächtnis sollte jeweils am Silvester ein Festmahl abgehalten werden. Es existiert eine ehrwürdige Urkunde darüber, die jeweils in der grossen Stube, die zum Ess-Saal ummöbliert wurde, aufgehängt wurde und verlesen werden musste. Die Urkunde enthält einige überraschende Hinweise auf die einstigen Essgewohnheiten sowie Informationen über den damaligen Umgang mit Waisenkindern. Nach dem Silvester folgte Neujahr. Da war nichts Besonderes. Aber am 2. Januar war Tanz angesagt. Albert, der Handörgeler, setzte sich auf einem Stuhl auf den Tisch und spielte den ganzen Abend für uns, und wir tanzten zu Marschmusik und Walzer, ab und zu auch einem Foxtrott.

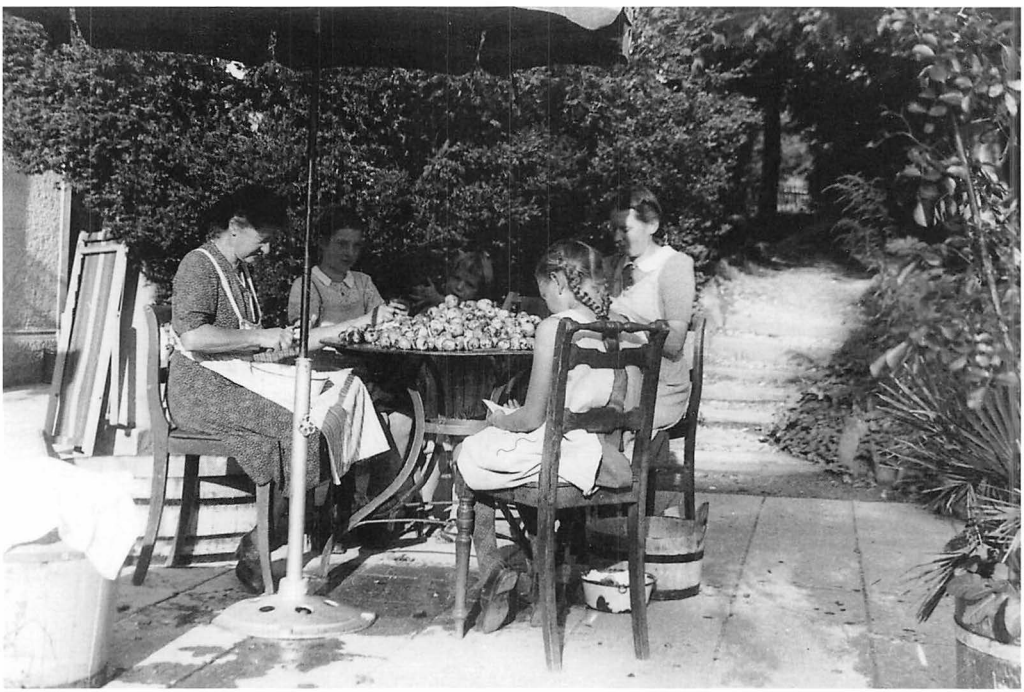
Ein Höhepunkt war auch immer das Bad am Samstagabend. Im grossen Badezimmer standen drei grosse Wannen. Geheizt wurde mit Holz an zwei grossen Boilern. Davor wurden an einem hölzernen Rost die Frottiertücher gewärmt. Jeder, der aus der Wanne kam, wurde sofort darin eingepackt und abgetrocknet. In den Wannen badeten immer zwei kleine Knaben oder ein grosser. Da ging es stets sehr lebhaft zu: ein- und auftauchen, sich gegenseitig anspritzen und grosses Gejohle, bis dann Vater mit Bürste und Seife dem Treiben ein Ende setzte. Nachher die Mädchen in gleicher Art mit Mutter und den weiblichen Angestellten, aber alles viel ruhiger.

Reifejahre

Nach vielen Jahren der Unbeschwertheit machte sich beim einen und andern die Pubertät bemerkbar. Ich weiss nicht, wie sie sich bei andern Buben auswirkte, weil darüber nie gesprochen wurde. Bei mir zeigte sich's so, dass ich mich mehr und mehr für die Mädchen interessierte – und ich den Mädchen auch nicht gleichgültig war. So verliebte ich mich in ein Mädchen aus der weiteren Nachbarschaft, und da sie öfters auch im Waisenhaus aufkreuzte, waren wir oft beisammen. Es gab ja allerlei Ecken und Verstecke, um einander ganz nahe zu sein.

Eines Morgens früh um halb fünf oder fünf Uhr schreckte ich aus dem Schlaf auf, weil jemand kleine Steine von dem Vorplatz unter meinem Schlafzimmerfenster an die Scheibe warf. Unten stand Susi. Sie blickte mit ihren grossen schönen Augen herauf; sie wollte mir so zu verstehen geben, doch hinauszukommen und einen Morgenspaziergang zu machen. Still und leise aus der Haustüre zu schlüpfen war fast unmöglich, da die Türen alle ihren eigenen Lärm verursachten. Aus der Zeit der Kriegsfeuerwehr hatte ich aber noch den Helm und ein dünnes Seil in meinem Nachttischchen. So band ich dieses am Heizkörper unter dem Fenster fest und glitt am Seil die dreieinhalb Meter auf den Platz hinunter. Nach einem kurzen Spaziergang bis hinter die grosse Scheune setzten wir uns sehr nahe beieinander auf die Wiese, bis hinter dem Pfannenstiel die Sonne aufging und das linke Zürichsee-Ufer in hellem Licht erstrahlen liess. Einzelne Fensterscheiben reflektierten in klarem Gold. Auf dem See fuhr ein Ledischiff, mit Sand beladen, in Richtung Zürich.

So ging der frühe Morgen in Wonne, in tiefer Verliebtheit und Begierde bald zu Ende, denn um sechs Uhr war es üblich, dass Vater uns weckte – und dann sollte ich natürlich



Beim Lesen und Apfelrüsten im Freien.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Eine Ehemaligen-Tagung im Waisenhaus.

wieder im Bett liegen. So zogen wir uns zurück, Susi heimzu und ich unter mein Schlafzimmerfenster, aus dem der Strick noch herunterhing. Hinuntergleiten war ja einfach gewesen. Aber jetzt wieder hinauf? An einem dünnen Strick sich hochzuziehen war gar nicht so einfach. Doch mit äusserster Anstrengung gelang es mir, den Sims zu erreichen und mich dann kopfvoran ins Zimmer und auf mein Bett zu ziehen. Strick versorgen, unter die Decke kriechen... Nicht lange dauerte es, da stand mein Vater schon im Zimmer und sprach ganz ahnungslos: Edwin, aufstehen! Es ist Zeit.

Diese Sache blieb ein Geheimnis zwischen mir und meinem Bruder, der ja im gleichen Zimmer schlief. Er dürfte nicht sehr viel von meiner frühmorgendlichen Eskapade bemerkt haben.

Lust am Planen und Gestalten

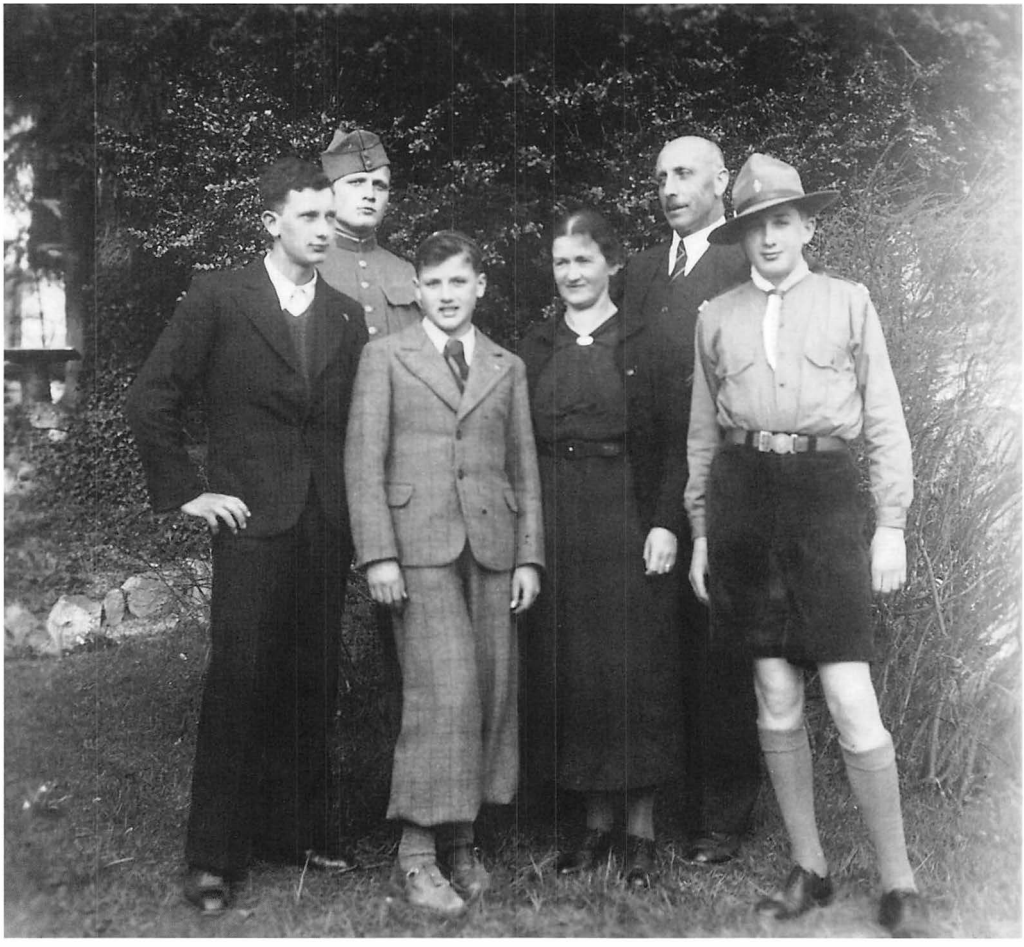
Jeder Junge weiss, wie belastend die Zeit der Pubertät ist. Einmal ist man müde, dann weiss man nicht wohin mit den überschüssigen Kräften. Mir ging es auf alle Fälle so.

Ich brauchte meine Kräfte, indem ich mit einem Knaben aus der Kinderschar anfing, im Garten zu bauen.

Von der «Stifti» als Bauzeichner war ich so motiviert, dass ich begann, einen neuen Sitzplatz neben der oben beschriebenen Grotte auszuheben und eine Mauer zu betonieren. Aus Bruchsteinen, die wir im ganzen Areal zusammentrugen, bauten wir eine Abschlusswand mit Feuerplatz. Viele Male sind wir seitdem dort zusammengesessen und haben Kaffee getrunken. Dass sich dieser Sitzplatz gar bis heute erhalten hat, konnte ich anlässlich meines letzten Besuchs mit den ehemaligen Klassenkameraden feststellen.

Nachdem ich in Zürich verschiedene Arbeitsstellen kennengelernt und dabei immer von Goldbach nach Zürich hatte fahren müssen, suchte ich mir in Zürich ein Zimmer. So wurde das Waisenhaus vor allem an Sonntagen zum Ausflugsort. Und als dann meine Eltern in Pension gingen, waren meine Besuche dort nur noch an Ehemaligen-Tagungen möglich. Dadurch blieb die Jugendzeit nur noch in der Erinnerung wach.

Dass ich nun hier zwar nicht alles, aber vieles wieder an mir habe vorbeiziehen lassen, verdanke ich dem Umstand, dass wir Schulkameraden der 6. Primarklasse von Emil Keller letztes Jahr mit Alfred Egli meiner geliebten alten Heimat einen unverhofften Besuch abstatten konnten.



Das Heimleiter-Ehepaar Walder und seine vier Söhne, v.l. Fritz, Ernst, Edwin, Heini.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch